Nr. 24.

Colonia.

Sonntag, 14. Juni 1908.

Sonntagsbeilage zum Kölner Local-Anzeiger.

Mit besonderer Abteilung: Für die Frauen und Kinder.

Von Klee und Gänseblume.

Von M. Ferno.

Ein Schäfermädchen weidete
Zwei Lämmlein an der Hand
Auf einer Flur wo fetter Klee
Und Gänseblümchen stand

heißt es in einem alten Kinderliede, das heute nur noch eine Erinnerung darbietet, wie viele Kinderreime ältester Urzeit, die darum doch fortleben von Generation zu Generation. Denn das poetisch gedachte „Schäfermädchen" mit den „Lämmlein an der Hand" ist heute nirgends zu finden. Aber Lämmer gibt es noch, die alljährlich auf den Wiesen den süßen Klee abweiden. Kleefelder gibt es, die dem Landmann ungeheuer wichtig sind für das als Viehfutter unentbehrliche Kleeheu, und Milliarden von Gänseblümchen stehen alljährlich die ganze lange Sommerzeit über auf Angern, Wiesen und Weiden, auf Waldboden und an Feldrainen. Trotz unserer Zeit, die sich so viel auf ihre „Aufgeklärtheit" zugute tut, sind beides Schicksalspflanzen. Denn ein „Vierblatt" finden, das bedeutet „sicheres Glück", und der glückliche Finder wird selten verfehlen, das Blättchen im Portemonnaie aufzubewahren. Anders das Schicksalsblümchen — Gänseblume — er muß beim Wahrsagen sterben, denn die ausgezupften Blätter geben die Deutung.

Obgleich der Klee eine uralte Pflanze ist, die schon den keltischen Priestern, den Druiden, der Dreizahl der Blätter wegen, als heilig galt, obgleich sie bei den alten Römern das Symbol des Sommers darstellte, stammt der Anbau des Klees als Futterpflanze erst aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Den ersten Christen galt das dreigeteilte Blatt als ein willkommenes Sinnbild der heiligen Dreieinigkeit, im Mittelalter war es das Symbol in Demut harrender Minne, sowohl der weltlichen, als der himmlischen. Im Schmucke der gotischen Baukunst findet sich das Kleeblatt häufig verwendet, und jetzt ist noch vielfach ein „Kleekreuz" für Leichensteine üblich, nämlich ein Kreuz, dessen drei oder vier Enden die Form von Kleeblättern zeigen. Der dreiblättrige Klee ist das Nationlzeichen Irlands, im Wappen des Inselreichs Großbritannien und Irland enthalten, und man findet, daß er in Irland entweder in Natur oder als Schmuckstück viel getragen wird zum Andenken an den Schutzpatron des Landes, den heiligen Patrick, der es zum Zeichen des Landes machte. Nach der Sage konnten die heidnischen Irländer bei ihrer Bekehrung die Lehre von der Dreieinigkeit nicht fassen, bis ihr Apostel, eben jener St. Patrick, vom Felde ein Kleeblatt pflückte und es ihnen daran erläuterte. Nun gilt aber bekanntlich das gewöhnliche Klee-Dreiblatt nicht als Glückszeichen, sondern das vierblättrige. Die Erklärung dazu ist leicht gefunden. In früherer abergläubischer Zeit wurde jede abweichende und auffallende Bildung im Pflanzenreiche für ein Fingerzeig Gottes auf die besondere Glücks- oder Wunderkraft der Pflanze gehalten. Darum stand schon bei unseren Altvorderen das Vierblatt in hohem Ansehen, von dem es selbst bis in die neueste Zeit nichts eingebüßt hat. Bringt doch moderne Gärtnerkunst extra gezüchteten vierblättrigen Glücksklee in kleinen Blumentöpfen in den Handel.

Allerdings — beim „richtigen" Glücksklee gibt es ein „aber". Er darf nicht gesucht, sondern er muß gefunden werden. Wer ihn dann aber findet und aufbewahrt, den verläßt das Glück nicht. In manchem alten Gesangbuche mag wohl ein dürres Klee-Vierblatt zu finden sein. Denn das Aufbewahren in dem Buche und Mitnehmen in die Kirche erhöhte nach dem naiven Glauben einer früheren Zeit die Glückswirkung ganz besonders. Außerdem spielte es in alter Zeit in „Hexerei" und „Zauberkunst" eine große Rolle, es galt für ein wirksames Mittel, Hexen zu erkennen.

Der Deutsche hat sich seit ältester Zeit freundlich zur Kleepflanze gestellt, tausend Jahre früher, ehe man ihre Wichtigkeit als Futter erkannt hatte. Die Sänger des Mittelalters preisen den Klee in ihren Liedern. „Blumen und Klee" ist eine oft wiederkehrende Zusammenstellung. Walter von der Vogelweide singt an einer Stelle:

Ich saß auf grüner Höh,
Da sprießten Blumen und Klee

und in dem Liede Frühlingserinnerung:

Da sah ich Blumen streiten mit Klee,
Wer wohl größer wäre . . .

Ein Lied von Haule schließt mit dem Vergleich:

So grünt mein Herz wie junger Klee

und ein neuerer Dichter, Gottfried Kinkel, singt in Otto der Schütz:

Blaue Blumen — roter Klee —
Blüht nicht mehr — mein Herz ist allzu weh.

Kleefutter und Kleeheu, heute der Landwirtschaft für die Viehzucht unentbehrlich, kannte die frühere Zeit nicht. Gab es nicht reichlich Wiesenwuchs und Wiesenheu, so trat eben Futtermangel ein und wahrscheinlich noch umfangreichere „Fleischnot", als die letzten Jahre sie brachten. Ein schlichter Leineweber, späterer Schreiber und Sekretär, kam, als er das Vieh beobachtete, welches gern die auf Weiden und Wiesen wachsenden Kleepflanzen fraß, auf den Gedanken, dieselben eigens für diesen Zweck anzubauen. Dieser Apostel des Kleebaues hieß Christian Schubert und starb 1787 im Alter von 54 Jahren. Durch Fleiß und Sparsamkeit hatte er es zu einem Vermögen gebracht und kaufte im Jahre 1767 das Gut Wurchwitz bei Zeitz, wo er zuerst Versuche mit dem Kleebau machte und dadurch eine Umwälzung der damaligen Landwirtschaft herbeiführte. Um seine Entdeckung bekannter zu machen, verfaßte er ein Schriftchen: „Zuruf an alle Bauern, die Futtermangel haben," ließ es unentgeltlich verteilen und hatte die Genugtuung, daß die Berliner Akademie der Wissenschaften es mit einem Preise krönte und Kaiser Joseph II. ihn unter dem Namen Edler von Kleefeld in den Adelsstand erhob.

Verheißt der vierblätterige Klee „Glück" im allgemeinen, so weissagt das Gänseblümchen fast nur in Sachen der Liebe. Darum heißt sein anderer Name auch „Maßlieb", d. h. man mißt die Liebe des heimlich Geliebten damit, indem man die Blätter auszupfend „er liebt mich — liebt mich nicht" wiederholt, bis das letzte Blättchen die Wahrheit kündet. Von der wortgetreuen Uebersetzung seines lateinischen Namens Bellis perennis stammt die Bezeichnung „Tausendschönchen"; aus Frankreich kam die Benennung: Marguerit, d. h. Perlblume, weil die aufgehenden Knöspchen mit ihrem matten Weiß, wenn sie so verstreut im Grünen stehen, wie kleine Perlen anzuschauen sind. Gleich der Lilie, der Wappenblume der französischen

Der „Pfingstl!"

Eine Jugenderinnerung von Joh. Peter.

Je einmal in meinem Walddorfleben der „Pfingstl" zu werden, das war für mich immer die größte Furcht, wenn das erhabene Fest der heiligen Geistessendung nahte. Und nichts leichter als das! Man braucht nur am Pfingstmorgen länger im Bett zu bleiben als die übrigen Hausbewohner, so hat man sich den nicht gerade schmeichelhaften Beinamen eines „Pfingstlümmels" oder, etwas feiner ausgedrückt, eines „Pfingstl" erworben, und unabwendbar bleibt man dieser „Lümmel" das ganze Jahr, bis die nächsten Pfingsten wieder einen andern Säumigen im Bette finden.

Niemand im Hause will der Pfingstl werden, deshalb geht am Vorabend alles schon frühzeitig zu Bette, um mit dem ersten Strahle der prangenden Pfingstsonne auf den Beinen zu sein. Ich für meine Person konnte mir keine größere Schmach denken, und so hielt ich's am Pfingstsamstag immer mit den Hühnern: ich schlief mit ihnen ein, und wenn der erste Hahnenschrei durchs Haus drang, so saß ich auch schon im Bette aufrecht und fing laut mein Morgengebet an, daß alle mein Wachsein erfahren sollten, falls sie auch schon mit offenen Ohren schliefen. Meistens wurde ja doch immer meine um zwei Jahre ältere Schwester Leokadia der Pfingstl.

Aber in jenem ersten Jahre meiner „Studie" hat mich dennoch das beschämende Los eines Pfingstl getroffen, zum Gaudium des ganzen Hauses, das es dem „Studentl" schadenfroh gönnte.

Es war im Kriegsjahr 1871, wo durch den ganzen Wald die Schreckenskunde vom Weltuntergang drang. Der Komet sollte mit seinem Schweife der Erde einen solchen „Deuter" geben, daß sie in tausend Stücke zerschellen und die Menschen zu einem Brei zusammengestoßen würden! Und solches sollte sich zwischen Pfingsten und Johanni ereignen — gerade wo die Welt und das Leben am schönsten und erfreulichsten sind! Halbe Nächte saßen die biederen Krautberger und die furchtsamen „Erpfstudenten" auf den langen Holzbänken vor den Häusern und beobachteten ängstlich den Wandel der Sterne. Doch eine Nacht verging friedlicher als die andere, bis endlich das „liebliche Fest" aus des Himmels lichtgoldigen Toren auf die bedrohte Erde sank.

Da überlegte ich: Von Pfingsten bis zum Maria-Schneefest, wo die Ferien beginnen, ist noch eine lange Zeit. Willst du also deine Lieben daheim noch einmal vor dem Weltuntergang sehen, so rüste dich flugs zur fünfstündigen Fußwanderung ins Heimatdörfl. Vielleicht behalten sie dich gleich dort und du kannst mit ihnen sterben, anstatt einsam in der Fremde!

Entgegen der Weisung meines Vaters, zu Pfingsten nicht nach Hause zu kommen, weil es sich für so kurze Zeit nicht lohne, schnürte ich hurtig mein Ränzlein und begab mich aufs Wandern. Verheißungsvoll lachte das goldene Himmelsauge auf den sprossenden und blühenden Wald hernieder, und die Vögel stimmten ihrem Schöpfer einen begeisterten Pfingsthymnus an. Ich sang fröhlich mit und schritt wacker fürbaß, bis ich den Hüttenort Vogelsang erreicht hatte. Dort stärkte mich die gutherzige Fabrikfrau mit ausreichender Labe, und nun ward mir das Wandern über den mächtigen, dichtbewaldeten Haidlberg nicht mehr schwer. Als ich das auf luftiger Halde gelegene Dörflein Haidl erreicht hatte, winkten mir fern schon die heimatlichen Wälder und Kuppen entgegen.

Mittlerweile war die Sonne hinter die westlichen Bergwälder gesunken, und kühle Schatten fächelten im Weiterwandern meine heiße Stirn, bis ich Außergefild erreicht hatte, wo sie bereits mit allen Glocken zum Feierabend läuteten. Auf dem Dorfanger schwangen die Burschen ihre Peitschen — das war das sogenannte „Pfingstkrachen". Gern hätt' ich mitgetan, denn die Peitsche war mir immer noch ein liebes Angedenken an meine glückliche Hüterzeit. Aber vor mir lag noch ein anderthalbstündiger Weg durch den wilden Wald der Tafelberge, des Hochbretters und des Postberges, und in diesem Walde sollte es zur Nachtzeit nicht ganz geheuer sein!

Andächtig, um mich gegen die bösen Geister zu feien, betete ich den englischen Gruß und ein Vaterunser zu den 14 Nothelfern, dann betrat ich den Wald. Ueber die drei Tafelberge stieg schon der volle Mond empor, tiefer Gottesfriede breitete seine Schwingen über den feiernden Hochwald — aber was für Schrecken und Herzensangst ich auf diesem Wege ausgestanden habe, das erzähl' ich vielleicht ein andermal. Nur so viel muß ich sagen, daß ich zitternd wie Espenlaub und schweißtriefend mein Heimatdörfl erreichte, wo es noch ziemlich hell war, da es fast 1200 Meter über dem Meeresspiegel liegt.

Nicht weit von mir lag in der grünen Wiese das liebe Vaterhaus. Kein Licht schimmerte noch aus seinen Fenstern. Der Rauchfang qualmte. Vom Stalle her vernahm ich den frischen Gesang meiner Schwester, die jetzt die Kühe fütterte. Niemand im Hause erwartete das „Studentl". Aber einer hatte mich doch gewittert: der treue Bello, der auf dem Gredstein saß und nun in freudigen Sprüngen auf mich zukam. So klein war ich noch, daß er in seinem Freudentaumel einigemal über meinen gelehrten Kopf sprang, was meine große Bewunderung hervorrief.

Durch das Gebell des Hundes aufmerksam gemacht, eilten die Leute aus dem Hause, und als sie mich sahen, stimmten sie ein Freudengelächter an, und die Schwester Leokadia rief in ihrem Stallanzug: „O Jegasl, unsa Erpflstudentl kimmt!" Und die Brüder riefen: „Grüaß di God, Erpflstudentl! G'wachs'n bist d' no net!" Aber die Mutter eilte herbei und schloß mich in ihre Arme. Ich wurde in die Stube geführt und saß bald vor meinem Lieblingsgerichte, einer Schüssel Eiersterz und machte meinem Studentenhunger rechtschaffen Ehre.

Nach dem Essen hielt der Vater die samstägige Liebfrauenandacht mit uns ab, und nun erst begann im Richterhause der Pfingstfeierabend.

*

Der Vater ging gewohnheitsgemäß in den Dorfkrug, nachdem er noch bedeutungsvoll die strenge Weisung gegeben hatte, daß niemand die heilige Pfingstnacht durch liederlichen Wandel entweihe.

„Macht nix," meinte mein erwachsener Bruder Bertus, als der Vater das Haus verlassen hatte. „Der Pfingstlümmel mag ich eh nit werden, und so geh' ich halt schlafen."

„Na, ich halt auch! Der Pfingstlümmel muß eh wieder die Leo werden!" meinte Bruder Franz und suchte mit Bertus das gemeinsame Nachtlager auf dem Heuboden auf.

Die Leo aber wehrte sich gegen den ihr neuerdings zugedachten Pfingstlümmel und kreischte: „Na, ich werd's nimmer! Soll's einmal der Studentl sein!" — und flüchtete rasch in die „Menscherkammer".

Ich sträubte mich entschieden gegen die mir zugedachte Ehre. Aber die Mutter beruhigte mich.

„Laß sie reden! Deswegen wirst du doch nit der Pfingstl, ich werd' dich schon rechtzeitig wecken!"

Das tröstete mich, denn auf der Guten Wort konnte ich mich verlassen.

Sie heizte den großen Kachelherd mit fettem Stockholz, stellte die schweren Eisentöpfe mit Wasser auf die Platte und sprach: „Heut kannst du baden. Wirst's notwendig haben; denn in der Bergerstadt kümmert sich niemand um so ein Bübl, und es g'hört zur G'sundheit und zum Wachstum. Auch muß der heilige Geist, wenn er zu dir kommt, außen und innen ein sauberes Gefäß in dir finden!"

Das schöne Wort klingt heute noch in meiner Seele nach.

Während der Kien prasselte und das Herdwasser brodelte, meinte die Mutter:

„Setz dich zu mir an den Tisch. Ich zünd' die geweihte Kerze und den Wachsstock an und du liest mir aus dem Himmelsschlüssel vor."

Ich tat es willig, und die Andacht ergriff mich in der feierlichen Stille der Pfingstnacht, die draußen waltete. Der Junimond hielt die schlafende Erde umfangen, leise rauschten die ewigen Wälder zu uns durch die geöffneten Fenster herein, und durch das blitzende Sternenmeer segelte in ruhiger Majestät die Silberbarke des Mondes.

Während des Badens sprach die Mutter manch ernstes Wort zu mir, wie ich mich bestreben sollte, ihr und dem Vater Ehr und Freud zu machen. Auch sang sie mir auf meine Bitte wieder all die kindlichen Volkslieder vor, mit denen sie mich so oft in den Schlaf gelullt hatte. Sie versah mich mit frischer Wäsche und nachdem sie meinen gelehrten Kopf einer gründlichen äußeren Säuberung unterzogen hatte, meinte sie:

Könige, kam sie dort zu hohen Ehren. Ludwig IX. nahm sie mit in sein Wappen als Anspielung auf den Namen seiner Gemahlin. Noch ein anderer Name der Blume ist da: Marienblümchen, über dessen Entstehung eine Legende aus Christi Kindheit Aufschluß gibt. Die Mutter Jesu wollte dem Kinde gern zu seinem Geburtstage, der in die Winterzeit fiel und zu dem es keine frischen Blumen gab, Blumen schenken. Da machte sie ihm künstliche Blumen und nahm sich die Sterne mit ihrem Strahlenkranze zum Vorbilde. Als aber gerade die Blume so schön geraten war, eine goldene Scheibe mit weißen Strahlen, stach sie sich in den Finger, so daß ihr Blut die Spitzen der Blätter rötlich färbte. Das Christkind aber hatte so große Freude daran, daß es der Blume für ewige Zeiten Leben verlieh, und nun blüht sie auf der ganzen Welt immerfort als eine den ersten und eine der letzten Blümchen. Und schließlich haben wir noch einen Namen für die bescheidene Blume: das „Gänseblümchen". „Weil sie auf Gänseangern steht," sagt eine Lesart; aber die Kinder wissen es besser: „Weil sie, wie die Gans oft, nur auf einem Bein steht."

In der nordischen Mythologie ist die Blume der Göttin Ostara geweiht, der Göttin des Frühlings und der Auferstehung. Vereinzelt findet sich deshalb auch der Name Osterblume, der aber neuerdings sehr in Vergessenheit gekommen ist. In heidnischer Zeit war bei dem zu Ehren der Ostara gefeierten Festmahl der Osterpokal mit Marienblümchen bekränzt. Daß eine Blume, die sich so hohen Ursprungs erfreute, in den Augen der Menschen mit ganz besonderer Wunderkraft ausgestattet war, stand nach früheren Meinungen fest. Die Blätter wurden als Salat gegessen und galten als ein sicheres Heilmittel bei Schwindsucht und Auszehrung. In einem alten Arzneibuche wird darüber berichtet: „Das Maßlieb ist ein gut Leber-, Milz-, Brust-, Wund- und Gichtkräutlein, so immer seine heilsame Wirkung tut." Daß sich auch für dieses Blümchen Dichter fanden, ist selbstverständlich. Trojan sagt in seinem Liede Maßlieb:

Dort, wo dein Aug die Trift erblickt,
Wo Dolde schwankt und Rispe nickt,
Der Storch, ernst schreitend, oft sich bückt,
Siehst du sie blüh'n;
Vieltausend sind rot-weiß gestickt
Ins samt'ne Grün.

Und kein geringerer als Karl Gerok weiß von ihnen zu singen:

Ihr Sternlein weiß am grünen Rain,
Habt ihr euch schon erschlossen,
Da kaum im Märzensonnenschein
Der letzte Schnee zerflossen?
Hat man vom Treibhaus euch gebracht?
Wie — oder seid ihr über Nacht
Vom Himmel gar gefallen?

Wir kommen nicht vom gläsern Haus!
Vom Himmel her noch minder —
Wir schlüpfen aus dem Boden aus —
Des Frühlings erste Kinder,
Wir haben weiße Kräglein an,
Ein rosenrotes Säumchen dran,
Und drin ein gold'nes Knöpfchen!

Kölner Studentenleben im 16. Jahrhundert.

Der Kölner Bürger Hermann von Weinsberg, der im 16. Jahrhundert lebte, hat bekanntlich Aufzeichnungen — das sog. Buch Weinsberg — hinterlassen, welche interessante Einblicke in das damalige Kölner Leben gewähren. Auch das Schüler- und Studentenleben wird in diesem Buche eingehend geschildert. Einem Vortrag, den Hr. Lehrer P. Schäfer hierüber im Verein Alt-Köln hielt, entnehmen wir folgendes:

Hermann von Weinsberg sollte nach seines Vaters Wunsch ein gelehrter Mann werden und wurde deshalb mit sechs Jahren auf die Stiftsschule von St. Georg geschickt. Diese Stiftsschulen waren reine Lateinschulen und hatten nichts mit unseren heutigen Volksschulen zu tun. Hatten die Schüler im ersten Jahr das Ein- und Ausgehen, Stillsitzen, Schweigen und Zuhören gelernt, so wurde ihnen im folgenden Jahr das Pater noster, Ave Maria, Benedicite usw. beigebracht, dann kamen die kleine lateinische Gramatik und nach und nach schwerere Unterrichtsstoffe an die Reihe. Auf die Muttersprache wurde kein besonderer Wert gelegt; es war den Schülern sogar verboten, deutsch zu sprechen.

Das Schuljahr begann mit dem Gregor-Tag (12. März). Der Hauptlehrer an der Stiftsschule St. Georg war Antonius Wipperfürtius, ein strenger Mann, der den Stock nicht scheute. Nach bekannter Sitte stimmten bei der Bestrafung eines Schülers die anderen einen lateinischen Gesang an, damit Vorübergehende das Schreien nicht überhörten. Abschreckende exemplarische Bestrafungen vollzog der Lehrer an seinem eigenen Sohne. Unter der allzugroßen Inanspruchnahme der Schüler zum Kirchendienste litt der Unterricht; deshalb beschloß Hermanns Vater, seinen Jungen in die Sandkaul-Schule zu tun. Hier war die Ausbildung im Lateinischen gründlicher. Der bedeutendste Lehrer an der Sandkaulschule war Heinrich von Immendorf; als dieser Lehrer an der Albanschule wurde, siedelten viele Schüler, auch Hermann, zu dieser über. Aber auch hier mußten die Schüler wieder fleißig im Chor singen, womit dem Interesse von Hermanns Vater wenig gedient war. Das veranlaßte den Vater auch später, dem Wandertrieb seines Sohnes nicht hindernd entgegenzutreten.

Auf der St. Albanschule beteiligte sich Hermann zum ersten Male am sogenannten Plänkeln. Natürlich waren auch damals die Jungen zu allerlei Streichen aufgelegt; sie warfen an leerstehenden Häusern die Fenster ein, ulkten nachts die Bewohner an ihre Tür, indem sie mit dem Türklöpfel kräftig anschlugen, um dann fortzulaufen usw. Sonst trieben die Kinder Kurzweil wie auch noch heutzutage, spielten Kreisel, Würfel, Klicker und sehr gerne Spielpfennig.

Bei Ausbruch der Bauernkriege wurde Hermann von Weinsberg von kriegerischem Mut erfaßt; es ergriff ihn die Wanderlust. Nach Herzogenbusch wollte er, kam aber auf Rat der Brüder vom gemeinsamen Leben in Köln in deren Schule nach Emmerich. Wohlausgerüstet mit Kleidung, Geld und Lebensmitteln zog er nach Emmerich. Seine in den drei Schulen erworbenen Kenntnisse müssen aber noch sehr dürftig gewesen sein, denn nach abgelegter Prüfung wurde er der untersten Klasse (darunter waren nur noch die Nullarii, d. h. die, welche nichts wußten) zugewiesen. In Emmerich begann für Hermann ein eifriges Studium; im Fraterhaus stand das Arbeiten und Repetieren unter strenger Aufsicht. Körperliche Bestrafung war seltener. Nur einmal drohte sie dem jungen Weinsberg, als er ohne Erlaubnis nach Herrenberg gelaufen war, um dem damals beliebten Schauspiel einer Vierteilung beizuwohnen. Durch geschickte Verteidigung entging er einer Bestrafung.

Den Sommer über beköstigte sich Hermann selbst, seine Hauptnahrung bestand aus Obst und Milch; im Winter ging er in die Kost des Fraterhauses. In Emmerich muß es dem Knaben aber nicht sonderlich gefallen haben, denn als er Mitte Fasten 1532 nach Kö[illegible] zurückkehrte, eröffnete er seinem Vater, daß er die Lust am Lernen verloren habe. Für den Vater war diese Mitteilung niederschmetternd; legte er doch so große Hoffnungen in seinen Sohn. Unter großen Opfern verschaffte der Vater Hermann schließlich ein Privatquartier. Hier mußte Hermann selbst die Beköstigung stellen. Aber er verstand nicht hauszuhalten, und nach drei Monaten war seine ganze Barschaft verzehrt. Es begann eine schwere Zeit für Hermann; trübsinnig trieb er sich in den Weidenanpflanzungen umher, wo er oft ganze Nächte kampierte. Infolge seines ungeregelten Lebens bekam er das Wechselfieber, von dem er sich nur langsam erholte. 3½ Jahre blieb Hermann in Emmerich, wo er es von der 7. auf die 4. Klasse gebracht hatte. Er war jetzt so weit, daß er lateinische Briefe und Gedichte schreiben konnte.

Da gelang es seinem Vater, für ihn eine Freistelle an der Kölner Universität zu bekommen. Der Besuch der Universität war nicht bedingt durch Zeugnisse und Prüfungen. Hermann siedelte in die Laurentinerburse in der Schmierstraße, jetzt Komödienstraße, über. Die Bursen waren bekanntlich von wohlhabenden Leuten gestiftete Häuser zum gemeinsamen Wohnen der Universitätsstudenten. An der Spitze der Burse stand ein Rektor. Beim Eintritt eines neuen Studenten in die Burse fand die sogenannte Deposition oder Fuchsentaufe statt, eine Zeremonie, welche andeuten sollte, daß der junge Student alle rauhen Sitten ablegte. Dem Eintretenden wurde ein Ochsenfell übergeworfen, von dem man die Hörner dann absägte. Hermann von Weinsberg blieb nicht lange in der Laurentinerburse, da er eine Freistelle in der Kronenburse erhielt.

Jetzt wurde Hermann auch als Student in die Matrikel der Universität eingetragen. Er trieb fleißig Studien, namentlich theologische, und erhielt 1535 die ersten Weihen mit Tonsur. 1536 bestand er das Bakkalaureat, 1537 wurde er Lizentiat, womit ihm die Bewerbung zum Magister offenstand. In der Kronenburse arbeiteten die Studenten fleißig zusammen; sie hatten gemeinsame Diskussionsstunden, deklamierten und führten erdichtete Prozesse; auch die freien Künste wurden gepflegt, wovon Hermanns Vater allerdings nicht viel wissen wollte. Nur die Malerei trieb Hermann in recht bescheidenen Grenzen. Große Wanderer waren die Studenten der Kronenburse nicht; nur einmal machten sie eine Tour nach Altenberg, wo so stark gekneipt wurde, daß alle betrunken waren; schließlich gab's denn eine Rauferei.

1539 starb der Rektor der Kronenburse, und Hermanns Vater brachte es durch damals schon herrschenden kölschen „Klüngel" fertig, daß sein Sohn die Stelle bekam. 1540/41 brach in Köln die Pest aus, der viele Menschen zum Opfer fielen. Ein Teil der Bewohner der Kronenburse verließ Köln; auch Hermann befand sich dabei. Sie begaben sich nach Altenberg und von da über den Rhein nach Knechtsteden, wo sie im Kloster gastliche Aufnahme fanden. Nach Beendigung der Pest kehrte man nach Köln zurück, wo eine große Teuerung herrschte. Dieser Umstand erschwerte Hermann die Wirtschaftsführung in der Kronenburse, zumal ihm nicht holde Professoren immer für Nachschub sorgten, wenn eine Stelle frei wurde.

Während Hermanns Studiengang immer weiter fortschritt, wurde seine Stellung als Rektor völlig erschüttert. Als die Bewohner der Burse immer unzufriedener wurden mit der Beköstigung, machte Hermann drei Vorschläge: entweder solle er allein die Wirtschaftsführung bestimmen, oder die Studenten sollten das Essen selbst angeben und Mehrausgaben aus ihrer Tasche bezahlen oder die Studenten sollten nach Abzug aller Unterhaltungskosten der Burse den Rest der verfügbaren Gelder erhalten und sich selbst beköstigen. Das brachte ein großes Durcheinander. Schließlich kam es zu einem Tumult, die Studenten drangen in die Küche ein, Hermann kommt dazu; entrüstet wirft er den Studenten die Schlüssel vor die Füße und geht in sein väterliches Haus.

Damit hatte er sich gewissermaßen des Rechtes als Rektor der Burse begeben, und wirklich fand er auch bei seiner Rückkehr die Burseneingänge verriegelt. Nur durch List und die Verbindung mit dem Hauptanführer des Tumults erlangte Hermann wieder Eintritt und rächte sich seinerseits durch Aussperrung der Studenten. Die Professoren legten sich ins Mittel und die widerspenstigen Studenten wurden mit einer vierzehntägigen Ausschließung vom Tisch bestraft. Die Autorität Hermanns war aber erschüttert, und da infolgedessen seine Aussichten auf eine akademische Stellung sehr gering waren, zog sich Hermann in das Haus seines Vaters zurück und wurde Advokat.

„Wir sollten jetzt schlafen gehen, denn bald wird's else sein und die Junimacht währt nicht lange. Aber nicht lang hab' ich dich ja bei mir, dann gehörst du wieder fremden Leuten an, und so wär' es fast eine Sünd', wenn wir die wenigen Stunden verschliefen. Wenn du willst, so plaudern wir noch bis zwölfe am offenen Fenster!"

„Ja, aber wenn ich dann der Pfingstl werde!" hatte ich zu bedenken.

„Dalketer Bub! Ich werd dich wecken," beschwichtigte sie.

„Mutter, lang werden wir so nit mehr leben!" sprach ich traurig.

Sie sah mich verwundert an. „Warum denn nicht?"

„Weil jetzt die Welt untergehen wird. Und da möcht' ich halt am liebsten mit Euch sterben!"

Sie strich mit ihrer schwieligen Hand durch mein dichtes Haar. „Glaub die Dummheit nit, mein alberner Bub!" tröstete sie mich. „Wenn die Welt so oft untergegangen wäre, wie ich es in meinem Leben vernommen hab', dann wärest du überhaupt nicht hier, und ich selbst wär' schon längst zu Staub und Asche worden! Da schau hinauf in den leuchtenden Himmel, wie schön der gütige Gott sein großes Welthaus gebaut hat! Solche Herrlichkeit läßt der Ewige nicht vergehen, und noch viele nach uns werden sich daran freuen. Komm ans Fenster und laß uns plaudern, daß du andere Gedanken bekommst!"

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Die Mutter bestritt den Weltuntergang — so war ich fest überzeugt von der Machtlosigkeit des Kometen!

Wir lehnten am offenen Fenster. Eine Welt im kleinen lag vor uns aufgeschlossen, vom Kronleuchter des Himmels umspannt. Der ruhige Mond stand jetzt fast scheitelrecht im lautlosen Weltraum. Wie Diamanten blitzten die Sternlichter; hier und da kreiste im langen Bogen eine Schnuppe durchs All. Vor uns lag der große, geheimnisvoll flüsternde Wald, aus dem die Bergeshäupter scharf ins magische Mondlicht ragten. Die ganze niederbayerische Hochebene mit dem Nebelstreifen der Donau streckte sich vor uns aus. Am südlichen Himmelsrande stand die starre Mauer der Alpen, über die jetzt ein Wetterleuchten ging. Des Himmels lachend Blau stufte sich ins Weite hin allmählich in mattes Violett und Silbergrau ab, und über dem Hochgebirge lag nur noch ein weißer Streifen, aus dem zeitweilig der elektrische Funke sprang.

Kein Laut störte das ernste Schweigen. Selbst die Dorfhunde schliefen, und auch die sonst Tag und Nacht geschäftige Mühle in der Aunniederung des Teufelsbaches hatte ihr Klappern eingestellt zu Ehren des hohen Pfingstfestes. Nur das dumpfe Rauschen des Baches drang an unser Ohr.

„Siehst du, wie es da drüben im Salzburgischen himmlitzt?" begann meine Mutter die Unterhaltung.

Die roten Lichtflächen zuckten und flammten am Himmel auf und wurden immer größer und häufiger. Es schien, als käme das Wetterleuchten näher, oft stand der ganze südliche Himmel in Flammen.

Mir wurde bange.

Die Gute aber sprach: „Sei ruhig, zu uns kommt heut' kein Wetter. Das Himmlitzen soll ja schön Wetter bedeuten, und so werden wir liebliche Pfingsttage haben."

Diese Botschaft erfüllte mich mit Freude.

„Ist aber doch eine schöne Nacht!" wagte ich zu behaupten.

„Ja bei uns! Wer kann's aber sagen, wie es jetzt da drüben aussieht? Dort kann's stürmen und toben, während bei uns der schönste Friede waltet ... So ist's auch im Menschenleben. Zu gleicher Zeit jubeln die einen und weinen die andern, und wer kann's wissen, wie viele, die sich heute noch gefreut, jetzt, in diesem Augenblick, langsam versterben? Darum, Bub, mußt du dich hüten, Schlechtes zu tun, daß dich nicht einmal unversehens Gottes Zorn trifft."

Wieder blickten wir eine Weile schweigsam der Nacht ins Auge, dann begann ich leise:

„Mutter, erzählt mir etwas von Eurem Leben!"

Sie strich mit der Hand einigemal wieder durch mein Haar. Endlich sprach sie tief aufatmend:

„Immer, wenn ich das nächtliche Himmlitzen sehe, denk' ich an meine selige Mutter, mit der ich auch so oft halbe Nächte durchwacht und geplaudert habe, wie jetzt mit dir. Mir ging es als Kind nicht so gut wie dir. Du bist der Sprosse eines geachteten Bauerngeschlechtes, bist ein Richterkind. Deinen Vater schätzen die Leute weitum, und große Herren drücken ihm gern die Hand. Ich aber mußte als Kind oft den Schnappsack umhängen und in's Bayerische ... betteln gehen, wenn die Not in unserem Zinshäusl in Fürstenhut einkehrte und gar nicht mehr weitergehen wollte ... Gelt, da schaust du?"

Mir rollte eine Träne aus dem Auge. Aber sie fuhr fort:

„Schon im Alter von zwei Jahren verlor ich meinen Vater. Er ließ die Mutter mit vier Kindern zurück, von denen ich das jüngste war. Langsam wuchs ich heran, bis ich endlich zehn Jahre alt wurde. Im Sommer bebauten wir die kleinen Zinsgründe und trugen Gras aus dem Walde, um Winters über noch eine zweite Kuh füttern zu können. Im Winter spannen wir Flachs und aßen Suppe und Erdäpfel, oder ich mußte mit meinen Brüdern in den Scheiterwald gehen, Bäume fällen und Holz klieben, eine Arbeit, die dem stärksten Mann zusetzen kann. Oft, wenn nichts zum Leben im Hause war, ging ich mit dem Bruder Michel betteln ins Bayerische, und wir schleppten Brot und Mehl für die nächsten Wochen nach Hause.

„Als die Mutter nicht mehr länger dieses Elend ertragen konnte, heiratete sie einen Metzger. Die Not hatte jetzt zwar ein Ende, allein wir Waislein bekamen einen Stiefvater, der nicht gut mit uns umging. Geschlagen wurden wir oft wie Hunde, und wenn sich die Mutter unser annahm, schlug der grobe Mann auch auf sie hinein. So verließen wir lieber unsere väterliche Hütte und gingen dienen. Zwei Brüder wurden Grenzaufseher und kamen weit fort ins Ungarische. Nur einmal noch hab' ich sie seit jener Zeit gesehen. Ich lernte in meinem Dienste singen und sang auf dem Chore wie ein Ompscherl" — Amsel — „wie die Leute sagten, und wurde bald der Liebling des Lehrers und des Pfarrers. Auch wuchs ich mich hübsch heraus, so daß mich die Leute gern sahen und auch lieb hatten. Selbst an Heiratsanträgen hat es mir nicht gefehlt, weil ich ein ordentliches Dirndl war; aber ich wies alle zurück, arbeitete, war lustig und wurde von Tag zu Tag ... na, halt schöner."

Sie schwieg eine Weile und lächelte stillvergnügt vor sich hin.

„Da starb mein Stiefvater plötzlich. Der Schlag hatte ihn getroffen. Sofort mußte ich nach Hause und auch mein Bruder, der Michel. Wir durften die Mutter in ihrer Not nicht allein lassen. Wir arbeiteten Tag und Nacht und verdienten so viel, daß wir leben konnten. Auch daheim gefiel ich den Leuten, und wenn ich in der Kirche ein Ave Maria sang, dann vergaßen sie das Beten und schauten aufs Chor hinauf.

„Bei diesem Singen lernte mich an einem Pfingstsonntag dein Vater, damals der stolze Richtersohn von Buchwald, kennen, der auf dem Chore die erste Geige spielte. Als er mich zum erstenmal mit seinen schönen blauen Augen ansah, da stieg mir die Röte ins Gesicht, so daß ich den Blick gar nicht zu ihm erheben konnte. Nach dem Amt wartete er auf mich unten vorm Kirchtor. Er nahm mich bei der Hand und sprach: ›Kathl, heut' hast du dich tief in mein Herz hineingesungen. So schön hab' ich das Komm, heiliger Geist! noch nie singen hören wie heut'. Mir sind dabei die Augen übergegangen. Ja, du singst nicht nur schön, sondern bist selbst auch schön geworden. Willst du die Meine werden, so sag's! Ich mein' es ernst mit dir!‹

„Ich konnte kaum reden, so verlegen wurde ich. ›Du treibst nur deinen Spaß mit mir!‹ antwortete ich verwirrt.

„Er aber sagte ernst: ›Wer kennt den Richter-Franzl als einen Flausenmacher? Was ich sage, das mein' ich ernst, und ernst mein' ich's auch mit dir! Darf ich mit deiner Mutter reden?‹

„Da wär' ich ihm am liebsten gleich um den Hals gefallen, aber die Leute sahen uns zu und schüttelten die Köpfe darüber, daß der Richtersohn so lieb mit mir tat ... Wir gingen zu meiner Mutter, die vor Freude zu weinen anfing und gern ihr Jawort gab. Aber nicht so deines Vaters Mutter, unsere jetzige Ahne. Sie, die stolze Richterin, wollte von dem — ›Bettelmensch‹ nichts wissen und machte deinem Vater ein arges Wetter. Der aber ließ von mir nicht mehr ab, zumal ihm der

Ⓛ Am Freitisch der Natur.

Von Albert Frick.

Daß die wärmere Jahreszeit die wahre Freundin der ärmern Bevölkerung ist, braucht nicht eingehend dargelegt zu werden. Man spart an Heizung, Beleuchtung, Kleidung; man ist nicht so leicht Krankheiten ausgesetzt und braucht den Arzt und Apotheker viel weniger usw.

Aber mehr noch: Mutter Natur hat für die Menschen in der wärmern Jahreszeit ein Tischlein gedeckt, zu dem jedermann geladen ist. Wo es nur grünt und blüht, ist eine Fülle von Herrlichkeiten für die Menschheit ausgebreitet. Man braucht sich nur die Mühe zu nehmen, zu suchen und zu sammeln, sich zu bücken und zu pflücken.

In reicheren Gegenden ist man freilich daran gewöhnt, nur das zu genießen, was die Kultur liefert, da verachtet man die Gaben, die auf dem Freitisch der Natur ausgebreitet sind zu jedermanns Benutzung; in ärmeren Gegenden werden sie recht wohl geschätzt. Von einem reichen Bauern in Ostpreußen wird freilich die Anekdote erzählt, daß er alles, außer Kartoffeln, Erbsen, Brot und Fleisch, als Heu und Futter betrachtete. Dagegen kann man in manchem kleinen Wirtshaus Schlesiens ein Mittagessen vorgesetzt erhalten, wo zwei oder auch drei Gänge aus den Gaben bestehen, die uns die Natur gratis liefert. Da gibt's Heidelbeer- oder Holundersuppe, Gemüse vom Löwenzahn und manches andere mehr.

Der Löwenzahn ist ein verbreitetes Unkraut. In dem ersten Stadium der Entwickelung sind seine Blätter zart und ein wenig aromatisch bitter. Salat von Löwenzahn ist eine Delikatesse.

Die überall auf Schuttboden wachsende Gartenmelde wird in manchen Gegenden „wilder Spinat" genannt, und das krautartige Gewächs kann getrost als Ersatz für Spinat gebraucht werden. Uebrigens diente die im Jahre 1548 nach Europa eingeführte Pflanze schon im Altertum als Gemüse. Auch die verwandte Hundsmelde wird vielfach als Spinatersatz benutzt, doch ist diese weniger empfehlenswert, da sie bei reichlichem Genuß Brechreiz erregen soll.

Wohl allgemein bekannt ist, daß der Sauerampfer ein gutes Gemüse und auch Salat liefert. Auch als Würze zu Suppen und Gemüsen, denen er einen pikanten Geschmack verleiht, wird er in vielen Küchen gebraucht.

An Salatpflanzen bietet uns der Freitisch der Natur eine reichliche Fülle. Vor allem ist der blaue Lattich zu erwähnen, der derselben Pflanzenfamilie angehört, wie unser kultivierter Stauden- und Kopfsalat. Er wird als Salat benutzt, indem man die Blattrosetten im Frühjahre mit Schieferplatten bedeckt und dadurch bleicht. Dieser Brauch ist in Süd- und Mitteleuropa bekannt. In Deutschland findet man ihn besonders bei den Bauern des Nahegebietes. Auch die Blätter des Wegwarts oder der gemeinen Zichorie werden als Salat benutzt, indem man die grundständigen, lockere Rosetten bildenden und meist zu Köpfen zusammenschließenden Blätter durch Lichtentziehung bleicht, wodurch sie ungemein zart werden. Der Feldwegwart kann als junge Pflanze ebenfalls als Salat dienen.

Wer einen Salat von gurkenartigem Geschmack liebt, der halte sich an den gemeinen Boretsch oder das Gurkenkraut, der auch vielfach kultiviert wird. Und zwar kann man sowohl Blätter wie Blüten für diesen Salat verwenden. Uebrigens wird dieses Gurkenkraut in manchen Gegenden verwendet, um dem Kopfsalat einen gurkenähnlichen Geschmack zu verleihen, indem man das Kraut fein hackt und dem Kopfsalat beifügt.

Auch das hübsche Frühlingsblümchen mit dem poetischen Namen Himmelsschlüsselchen liefert einen verwendbaren Salat; ebenso das weiße Trippmadam, das übrigens auch in manchen Gegenden wegen seiner Verwendbarkeit in der Küche in Gärten kultiviert wird. Am Ostseestrande wird auch das Löffelkraut als Salatpflanze verwendet und vielfach zu diesem Zwecke in Gärten gezogen.

Weit bekannt sind zwei Salatpflanzen, die Kresse und die Rapunzel; zunächst die gemeine Brunnenkresse, die an Bächen und Gräben, am Rande der Teiche, ja in kleinen Städten, wo es noch sogenannte Rinnsteine gibt, sogar zwischen den Steinen dieser gedeiht. Die Kresse ist so beliebt als Salat, daß sie sogar in großen Handelsgärtnereien gebaut wird, so bei Erfurt. Sie wird kultiviert, indem man gut vorbereitete Wasserbeete, Klingen genannt, anlegt, und diese im Hochsommer mit Stecklingen bepflanzt. Man erzielt so vom Oktober bis April ein schmackhaftes Salatkraut.

Als Rapunzel (Nobingscher Feldsalat) sind zwei ganz verschiedene Pflanzen, die beide wild wachsen, bekannt und beliebt. Die eigentliche Rapunzel ist Valerianella olitoria. Sie wird vielfach in Gemüsegärten kultiviert; ihre Kultur ist ungemein dankbar, da sich die Pflanzung durch Selbstbesamung erhält. Aber auch die sogenannte Siebenschläferpflanze (Cenothera biennis) wird Rapunzel genannt. Es kann aber nur die lange schmächtige Wurzel als Gemüse oder Salat benutzt werden. Die aus Virginia bei uns im Jahre 1614 eingeführte Pflanze ist weit verbreitet, wenn auch ihre Benutzung zu Küchenzwecken weniger bekannt ist.

Als ein Gemüse, das sich vielfach auf Wiesen wildwachsend vorfindet, ist die Schwarzwurzel sehr zu empfehlen, die in Gärten viel gezüchtet wird und zur ständigen Marktware geworden ist.

Auch die Pilze gehören zu dem Menü, das uns auf dem Freitisch der Natur dargeboten wird, und es darf darauf hingewiesen werden, daß viel mehr Pilzarten, als man im allgemeinen verwendet, genießbar und wohlschmeckend sind. Freilich gehört viel Uebung und Kenntnis der Pilze dazu, die giftigen Arten von den genießbaren zu unterscheiden, aber die Pilze sind eine so gute, nahrhafte und wohlschmeckende Kost, daß es sich wohl verlohnt, sich diese Spezialkenntnis zu erwerben.

Natürlich stellen die erwähnten Pflanzen keineswegs alle genießbaren Wildlinge Deutschlands dar. Ein bekannter Vegetarier hat einst behauptet, man könne sämtliche Pflanzen genießen, auch die, die als giftig erschienen sind, giftiger als das „Fleisch von Tierleichen" seien sie auch nicht. Indessen möchten wir doch für solche umfassende Benutzung der Freitische der Natur nicht eintreten. Daß aber immerhin recht vielerlei gegessen wird, das beweist zum Beispiel die Tatsache, daß man auch die vielberüchtigte Brennessel genießt, die tatsächlich ein vortreffliches Gemüse liefert. Indessen darf man dabei sich wohl des Fritz Reuterschen Mottos erinnern:

Wer't mag, de mag't,
Un wer't nich mag,
De mag't jo woll nich mägen.

Bei allem, was wir essen, spielt die Suggestion eine große Rolle. Was uns als kostbar gilt, genießen wir mit größerem Respekt und mit mehr Geschmack, als das billige. Und deshalb pflegt uns auch alles an der Table d'hote vornehmer Hotels oder Heilanstalten so sehr zu munden, weil es dort oft sehr teuer ist, und gerade dort werden in vielen Gegenden diese auf dem Freitisch der Natur dargebotenen Gaben sehr gern benutzt.

Richter, mein braver Schwäher, freie Wahl ließ. Ihm verdank' ich es, daß ich heut' die Richterin von Buchwald bin; denn er selbst drängte, als er den festen Willen deines Vaters sah, zur Hochzeit, bei der es hoch herging.

„Eines jedoch hatte die Schwieger doch durchgesetzt: daß nicht dein Vater, sondern sein Bruder, der Bombardon-Michl, den Richterhof erhielt, während uns das kleine Häusl zugewiesen wurde. In diesem Häusl bist du auf die Welt gekommen. Wir arbeiteten fleißig und waren glücklich in unserer bescheidenen Lage ... bis der Tag kam, wo der Michel gezwungen war, die Wirtschaft zu verkaufen. Die Schulden sind ihm über den Kopf gewachsen. Da sah ich deinen Vater zum erstenmal weinen. ›Ich überleb' es nicht, wenn mein Stammhaus in fremde Hände kommt!‹ klagte er. Und da gab mir der heilige Geist einen guten Rat ein.

„›Kaufen wir das Haus!‹ sprach ich und sah ihm fest ins Auge.

„Er starrte mich an und meinte: ›Womit denn?‹

„›Verkaufst die Hälfte Wald, das Fehlende nimmst du dir aus der Sparkasse! So zahlen wir das Haus aus und dann wollen wir werken Tag und Nacht, wie ich es daheim gelernt hab'! Gott wird uns seinen Segen geben, die Kinder werden größer werden und mithelfen, und in fünfzehn Jahren bist du keine Dachschindel mehr schuldig!‹ So sprach ich.

„›Bist immer ein so kluges Weib gewesen,‹ sagte der Vater und küßte mir in seiner Freud' die Hand, was er noch nie getan hatte und auch sonst nie ein Bauer tut. ›Wie du sagst, Kathl, so tun wir's!‹

„So blieb das Richterhaus beim Richterstamm. Der Schwäher ging ins Ausgedinge und dein Vater wurde Richter. Ich pflegte und betraute die Schwieger wie meine eigene Mutter, bis ich auch ihr Herz gewann. Ich half deinem Vater bei der Arbeit und erheiterte sein Gemüt durch Lachen und Scherzen. Gott gab uns seinen Segen, so daß wir dich sogar studieren lassen können, und nie hat dein Vater seine Wahl bereut. Ich kann dir zum Schluß nichts Besseres wünschen, als daß du auch so brav und standhaft werden mögest wie dein Vater, der nicht seinesgleichen findet!"

Sie umschlang mich mit beiden Armen und küßte mich wie ein kleines Kind.

Das Wetterleuchten hatte aufgehört, der Mond stand schon am westlichen Himmel; neue Sternbilder tauchten im Osten auf. Geisterhaft flüsterte der Hochwald, gespenstisch drang das Rauschen des Teufelsbaches durch die Mitternachtsstille ... Der heilige Geist war bereits auf der Wanderung vom Himmel auf die Erde. Der erste Hahnenruf kündete sein Nahen an.

Die Mutter brachte mich zu Bette und segnete mich mit dem Kreuzzeichen. Noch im Einschlafen lallte ich: „Aufwecken ... daß ich nicht ... der Pfingstlümmel ..."

„Schon gut!" hört' ich sie noch flüstern. „Schlaf in Gottes Namen!"

Dann sank ich in des Schlafes weiche Arme.

*

Mein Schlaf mußte ein felsenfester gewesen sein, was ja auch ganz natürlich war. Ermüdet von der anstrengenden Wanderung über Berg und Tal und dem ungewohnt langen Wachen, forderten Körper und Geist ihren Tribut, und mein unbesorgtes Gemüt trug das Weitere bei zu meinem gesegneten Schlafe.

Als ich die Augen aufschlug, lachte mir die strahlende Pfingstsonne ins Gesicht und der Zeiger der Wanduhr wies die neunte Morgenstunde. Ums Bett herum standen die Geschwister mit lachenden Gesichtern und mit Töpfen, Stürzen und Mörsern, womit sie mir ein gräßliches Morgenständchen zu machen begannen. Dazwischen klang ihr übermütiges Lachen und das wilde einstimmige Geschrei: „Pfingstlümmel! Pfingstlümmel!"

Am Herde stand die Mutter, lachend aus vollem Herzen; ja selbst den sonst immer ernsten Vater sah ich schmunzeln. Und unaufhörlich gellten die sonderbaren Musikinstrumente in den Händen der Geschwister und immer toller lärmte es: „Pfingstlümmel! Pfingstlümmel!"

Eine tiefe Scham überkam mich. Ich verkroch mich unter das Polster und begann zu weinen. Da machte der Vater dem wilden Spuk ein Ende, und die Mutter zog mich aus dem Bett und tröstete mich: „Mach' dir nichts daraus, mein Studentl! Es ist ja nur Spaß und den muß ein Mensch verstehen, wenn er in die Welt taugen will!"

„Warum habt Ihr mich nicht geweckt?" fragte ich vorwurfsvoll.

„Weil ich ... mich selbst auch verschlafen hatte. Alle waren schon auf, als ich munter wurde. Schon wollte ich dich heimlich wecken und dann schnell wieder die Augen zumachen, daß ich der Pfingstlümmel geworden wär, dir zuliebe! Aber, gelt, für die Mutter schickt sich's doch nicht gut, daß man sie Pfingstlümmel nennt, gelt, nein? Und so mußtest halt du heuer dran glauben."

Als ich solches hörte, hing ich mich gerührt an ihren Hals und barg mein Gesicht an ihrer Brust. Ich war jetzt herzlich froh, daß ich statt ihrer der Pfingstlümmel geworden — der ich auch rechtschaffen blieb bis zum nächsten Pfingstfeste. Und da ist es halt wieder wie gewöhnlich die Leo geworden.

So oft ich während jenes Jahres nach Hause kam und wieder schied, begrüßten mich die übermütigen Geschwister mit dem Rufe: „Grüaß di' God, Pfingstl! ... Bfüab di' God, Pfingstl!"

Schließlich wurde mir dieses Wort sogar noch lieber als der armselige Titel „Erpflstudent" — Erdäpfelstudent — den man mir sonst immer in der übermütigen Laune großmütig zuerkannte.

Spiel- und Rätsel-Ecke.

Skataufgabe.

A (**Vorhand**) hat zu einem **Mußramsch** folgende Karten:
k B, t 10, t D, t 8, p D, p 8, c 10, c D, c 8, k 9. *)

B hat in Coeur dieselben Karten, die C in Pik hat. Die Karten von C haben 45 Augen. Spielt A erst seine kurzen Farben weg und dann im 4. Stich den jüngsten Buben, so fängt C den Ramsch mit 83 Augen; spielt A den Buben schon im ersten, zweiten oder dritten Stich, so fängt er selbst den Ramsch mit mehr als 90 Augen. Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

*) Es bedeutet: t = Treff p = Pik, c = Coeur, k = Karo.

Rätsel.

Erst wird's gebaut,
Und dann gekaut
Oder verbrannt;
's ist dir bekannt.
Ueberlege nun, was soll
Sein des Rätsels Lösung wohl.

Streichrätsel.

Gegeben ist ein aus 7 Zeichen bestehendes Wort, das einen großen Volksstamm uns nennt.

Streiche 2 Zeichen am Schluß, und du erhältst eine Erzählungsform.

Streiche hiervon zwei weitere Zeichen am Schluß, und du erhältst eine europäische Residenz.

Nimm nunmehr wieder das ganze Wort und streiche 2 Zeichen am Anfang, und du erhältst eine Bezeichnung für die Seelen der Verstorbenen.

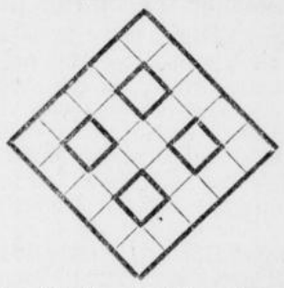
Streiche ferner vom ganzen Wort am Anfang und am Schluß je 2 Zeichen, und du erhältst dich selbst.

Streiche endlich, und zwar ebenfalls von dem ganzen Wort am Anfang 1 und am Schluß 2 Zeichen, und du erhältst eine arabische Landschaft.

Bilderrätsel.



Buchstaben-Diamant.



Die in den Worten Alt, August, Ente, Gnom, Most enthaltenen D Buchstaben setze man in anderer Weise in die vorstehende Figur ein. Es entstehen daraus alsdann 6 neue Worte mit folgender Bedeutung:

1. Teil des Baumes. 2. Wahlspruch. 3. Stadt in der Schweiz. 4. Herrschertitel. 5. Blutsverwandter von väterlicher Seite. 6. Gönnertum.

Vexierbild.

Wo ist der Jäger?



(Die Auflösung folgt nächsten Sonntag.)

Auflösungen der vorigen Sonntags-Beilage.

Schachaufgabe.

1. D f 6 — f 7, L h 5 × f 7.
2. L e 2 — f 3 matt.

A. 1. . . . . K d 5 — c 6,
2. S c 2 — b 4 matt.

B. 1. . . . . K d 5 — e 4,
2. S a 4 — c 3 matt.

C. 1. . . . . beliebig.
2. D f 7 — b 7 matt.

Rätsel.

Die Zitrone.

Magische Gleichung.

a) Frost. b) Obst. c) Koloß. d) Kloß. e) Hase. f) As. g) Horst h) Hort. i) Farm. k) Arm. l) Lied. m) Lid. n) Star. o) Ar x) Frohes Fest.

Bilderrätsel.

Tropfsteinhöhle.

Umwandlungs-Aufgabe.

1. a. Park.	b. Nade.	= Parade.
2. a. Faun.	b. Ast.	= Faust.
3. a. Ida.	b. See.	= Idee.
4. a. Nil.	b. Asche.	= Nische.
5. a. Galle.	b. Wien.	= Gallien.
6. a. Saft.	b. Gran.	= Safran.
7. a. Topf.	b. Nas.	= Topas.
8. a. Epheu.	b. Usus.	= Ephesus.
9. a. Niere.	b. Sitz.	= Nieritz.

Pfingsten.

Ordnungsrätsel.

1. Alle Gänse schnattern. 2. Alles in allem. 3. Eile mit Weile. 4. Geduld macht klug. 5. Geld stinkt nicht. 6. Kauf. Augen auf. 7. Klein, aber mein. 8. Liebe macht blind. 9. Nütze den Tag. 10. Ordnung hilft haushalten. 11. Treu wie Gold. 12. Unter vier Augen.

Anagramm.

Pokal (Polka), Furt, Insel, Nord, Gespan, Stauer, Torf, Eremit, Nagel Pfingsten.

(Nachdruck und Nachbildung aller Teile untersagt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Bestler in Köln.
Rotationsdruck und Verlag von J. P. Bachem in Köln.

Für die Frauen und Kinder.

Mutterliebe.

Das Mutterherz — der höchste Schatz,
Das Mutterherz — der schönste Platz,
Den keiner wird vermissen!
Und trügest du schon graues Haar,
Er bleibt dir bis ins fernste Jahr,
Er wird dir nie entrissen.

Die Mutterliebe steht so hoch!
Wie find' ich würd'ge Worte doch,
Um ihr ein Lob zu singen?
Von deinem ersten Herzensschlag
In jeden Tag folgt sie dir nach
Mit nimmermüden Schwingen.

Und hättest du ihr selbst zum Lohn
Gewunden eine Schmerzenskron',
Sie kann nicht untergehen.
Kein Menschenherz wohl je ermißt,
Wie viel die Mutter doch vergißt
Bei ihres Kindes Flehen.

Und wer noch eine Mutter hat,
Bei ihr die sichre Ruhestatt,
O nein, er darf nicht weinen!
Selbst wenn die Mutter heimwärts zog,
Sie sorgt für uns, sie betet noch,
Bis wir uns ihr vereinen.

Margarete Mirbach.

-st- Häusliche Erziehung zur Schule.

Für die jungen Mütter, deren kleine Lieblinge heuer zum ersten Male in die Pforten der Schule eingetreten sind, ist eine schwierige Zeit angebrochen; nicht nur, daß sie die Stille, das Fehlen des scherzhaften Geplauders und der kindlichen Fragen stark empfinden, nein — die Zeit ist auch vorüber, da die Mutter dem Kinde alles in allem, die höchste Autorität auf jedem Gebiete war; besonders die Knaben entziehen sich wenigstens äußerlich dem mütterlichen Einfluß und beginnen sich als „Männer" zu fühlen.

Die erste Zeit nach Ostern begegnet man vor Beginn und vor Schluß der Schulstunden einer Menge junger Frauen, die ihre Bubis, Männis oder Mädis sorgsam an der Hand durch die Gefahren der Straße nach oder von der gefürchteten Schule geleiten und voller Teilnahme und Entzücken die Schilderung der kleinen Erlebnisse anhören. Nach ein paar Tagen ist das schon anders geworden, und die Mütter, die nicht von selbst einsehen, daß die Zeit der Verweichlichung vorüber ist, werden durch das gewachsene Selbstbewußtsein des kleinen Schülers zu dieser Einsicht erzogen. Es gibt ja für den kleinen Mann nichts Demütigenderes, als wie ein Muttersöhnchen an der Hand geführt zu werden, und er macht lieber einen viertelstündigen Umweg und trotzt den Fährlichkeiten von Straßenbahn und Wagenverkehr allein, als daß er sich vor den jugendlichen Kameraden als Mamakindchen blamierte. Der erste Stein zu seiner Laufbahn ist gelegt: der Mann muß hinaus ins feindliche Leben.

Die Aufgabe der Mutter ist es nun fernerhin, das erwachte Selbstgefühl in weisem Maße zu kräftigen, um das Kind aufnahmefähig und verständnisvoll auf die Lehren und Eindrücke der Schule vorzubereiten. Es ist dies keine leichte Aufgabe, gewiß nicht! Besonders nicht, wenn es sich um einen kleinen Wildfang handelt, dessen Uebermut und Lebenslust ihn nicht in der Stube dulden wollen, wenn draußen tausend Anlässe zu Spiel und Freude sind, oder um ein lebhaftes kleines Mädchen, dem die Erklärungen der Lehrerin äußerst langweilig sind, das dafür desto besser über Kleider, Frisuren und Manieren der Mitschülerinnen Bescheid weiß. Viel leichter für die zärtliche Mutter, die den Lieblingen gerne die Spielzeit im Garten gönnt oder die vielleicht selbst mit ihnen einen Spaziergang machen will, ist es sich, zu ihnen zu setzen und ihnen bei den Aufgaben zu helfen, auf Deutsch, sie selbst zu machen, indem sie den Kindern das Denken fortnimmt und sie nur das Resultat der Rechenaufgabe oder das korrigierte Diktat auf die Tafel setzen läßt. Das sind die Anfänge einer geistigen Verweichlichung, die sich durch die ganze Schulzeit bitter rächt; das Kind ist an Nachhilfe gewöhnt und kommt in der Schule nicht nach, wenn ihm nicht fortwährend Brücken gebaut werden. Reichen die Kenntnisse der Mutter nicht aus, so kommen die Nachhilfestunden oder der Hauslehrer an die Reihe, die die Schwächen und Lücken ausfüllen oder stützen sollen.

Das ist nicht die Aufgabe der Mutter, die ihrem Kinde wirklich helfen will. Sie tut ihre Pflicht, wenn sie beaufsichtigt, ob die Arbeiten aufmerksam und gründlich gemacht werden, und springt nur dann helfend ein, wenn es Unverstandenes zu erklären oder unüberbrückbare Schwierigkeiten zu erleichtern gibt, aber auch nur insoweit helfend, als sie den richtigen Weg zum Begreifen zeigt, nicht, daß sie statt zu erklären, dem Schwachen die Arbeit des Denkens ganz fortnimmt. Viele Mütter klagen, daß die Schule besonders in den untersten Klassen so überaus schnell vorgehe und die Kinder mit Hausarbeiten überbürde. Die Schule rechnet natürlich nicht mit gänzlich unbegabten Kindern, und die Aufgabe der Mutter ist in einem solchen Falle eine überaus schwere. Aber in den meisten Fällen ist nicht mangelndes Talent, sondern mangelndes Interesse die Ursache des Zurückbleibens des Schülers. Er sieht eben nicht ein, daß er für sich, für seine Zukunft lernt, sondern arbeitet nur widerwillig, um die Ansprüche des Lehrers zu befriedigen. Sein Interesse gilt den tausenderlei Nichtigkeiten und Nebensächlichkeiten; was treiben die größeren Kinder nicht alles neben ihren Schul- und Musikstunden? Welches Interesse nehmen sie an Sport, an Lektüre, am Theater, an ihren Sammlungen und Spielereien! Kein Wunder, wenn dann die Schule zu kurz kommt.

Eine weitere Verweichlichung, über welche die Lehrer oft genug klagen, ist die Verzärtelung der Gesundheit. Gewiß gibt es kränkliche, nervöse Kinder genug, die nicht überangestrengt werden dürfen, und den Ratschlägen eines gewissenhaften Arztes ist in dieser Beziehung selbstverständlich Rechnung zu tragen. Aber das trifft nicht auf die dutzende Fälle von „Schulkrankheit" zu, die sich bei vielen regelmäßig einstellt, wenn ein Aufsatz fällig oder ein Extemporale angesagt ist. Es gibt Mütter genug, die ihre Söhne als Simulanten durchschauen und doch die Wahrheit vor dem Vater oder dem Lehrer nicht eingestehen wollen und so ungewollt doch dem Kinde in seinem Lügensystem behülflich sind. Es ist dies gerade so falsch, wie die Sucht mancher Frauen, ihren Männern alles Unangenehme zu verheimlichen. Wenn der Junge sich Fehler oder Verirrungen zu schulden kommen läßt, die strafbar sind, vielleicht solche Verirrungen, über welche die Mutter nicht mit ihm reden kann, ist denn da der Vater nicht der erste, mit seinem Sohne zu sprechen und ihm gütig und wohlmeinend beizustehen?

Die „Schulkrankheiten", die Sommerreisen, das Fehlen aus diesem oder jenem Anlaß sind so viele Lücken im Schuljahr vieler Kinder, daß an ein geregeltes Lernen gar nicht zu denken ist, und trotzdem sind die Eltern hochentrüstet, wenn ihnen vor Schluß des Semesters die Mitteilung gemacht wird, daß ihr Liebling zu schwach in der Klasse ist. Natürlich ist da die Schule mit ihren hohen Ansprüchen schuld und des Kindes Gesundheit. Merkwürdigerweise wird die Gesundheit selten ins Treffen geführt, wenn es sich um ein halbes Dutzend von Geschwistern handelt. Es sind meist die einzigen Söhnchen, auf deren zarten Organismus, auf deren Nervosität und Schwächlichkeit Rücksicht genommen wird. Daß solch ein zartes Söhnchen mit seinen eingebildeten oder vorgeschwindelten Leiden manche Familie vollständig tyrannisiert, sieht jeder Fernerstehende. Nur die Eltern selbst wollen es sich nicht eingestehen.

Stärken soll die häusliche Erziehung das Kind für den Kampf mit dem Leben und keine Verweichlichung dulden. Stärkung des Körpers und des Geistes, Stählung des Charakters und der Energie! Offenen Auges soll die Mutter Fehler und Schwächen ihres Kindes beurteilen und sich nicht kurzsichtig und feige einer erkannten Wahrheit verschließen. Es ist eine schwere Aufgabe für eine Frau, die dabei auch häuslichen und gesellschaftlichen Pflichten nachkommen soll, aber nicht zu schwer für eine Mutter!

(LA) Unter Eichen und Buchen.

Erzählung von **Walter Lindner.**

Nicht weit von der freundlichen kleinen Stadt Holzminden, an der unser schöner Weserfluß sich wie ein breites Silberband vorbeischlängelt, liegt ein kleines Gut. Um das efeuumrankte Herrschaftshaus herum liegen stattliche Scheunen und Viehställe; Pfauen und Perlhühner, Enten und Gänse und alles mögliche andere Federvieh treibt sich lustig schnatternd und gackernd auf dem weiten Hof umher, und dicht an diesen schließen sich Wiesen und Kornfelder an, über die leise der Wind streicht. Schwer neigen sich die vollen Aehren, und zwischen den Halmen sprießt und blüht es in bunter Pracht; Feld-Vergißmeinnicht und Winden, roter Mohn, tiefblaue Kornblumen und gelber Hederich leuchten zwischen den tiefgrünen Stengeln — dem Gutsherrn oft zum Aerger, aber den beiden Kleinen, die jetzt eben im Laufschritt vom Gutshof herunterellen auf den weichen, grünen Koppelweg, der die Felder durchschneidet, zu heller Wonne.

Ein paar kleine Stadtkinder sind es, die beiden, ein Bub und ein Mädel; sie sind zu Besuch bei Onkel Walter, dem das Gut gehört, und sie kennen nichts Schöneres, als so im hellen Sonnenschein morgens und nachmittags umherzustreifen, den Koppelweg entlang zu laufen durch die Felder hin, Blumen zu pflücken aus der üppigen roten und blauen Pracht am Furchenrande, und dann weiter zu schlendern bis zum Rande des Waldes hin, der sich schattig und kühl ganz nahe am Ende der Felder hinstreckt. Dort sitzen sie dann, flechten Kränze aus den gepflückten Vergißmeinnicht und langen Rispengräsern, liegen lang ausgestreckt im weichen Moos und beobachten den alten Schäfer, der gegen Abend langsam an ihnen vorüberzieht im langen blauen Rock, mit dem Schäferstab in der Hand und dem treuen Karo zur Seite. Auf der Trift in der Nähe wird die Herde in die Hürde eingelassen zur Nachtruhe. So interessant ist das alles; so viel schöner, als jetzt in der heißen, staubigen Stadt auf den Straßen spazieren zu gehen!

Wieder war so ein wunderschöner Tag zu Ende gegangen, und wie gewöhnlich liefen die beiden kleinen Städter Fritz und Mariechen zwischen den Feldern umher, die Hände schon ganz voller herrlicher Blumen, aus denen sie nachher im Waldesschatten einen besonders schönen Kranz flechten wollten.

Sie pflückten und pflückten und achteten in ihrem Eifer gar nicht darauf, daß die Vöglein nicht wie sonst hoch in den Lüften über ihnen kreisten, sondern ganz tief am Boden hinstrichen und schwer und ängstlich mit den Flügeln schlugen, daß die Sonne blaß wurde und sich hinter einem dichten Dunstkreis wie hinter einem Schleier verkroch, und daß in der Richtung über die Weser hinüber eine dichte schwarze Wolkenwand sich langsam am Horizont höher und höher schob, und es manchmal leise, wie drohend, aus ihr herausmurrte. Immer weiter liefen sie, bis sie am Ende des langen Roggenfeldes angekommen waren und dicht vor sich den Wald sahen, aus dem es sie kühl und erfrischend anwehte. Hier setzten sie sich am Rande nieder. Ganz hinten über die Felder hinüber sahen sie das weißgetünchte Gutshaus liegen; nicht weit entfernt plätscherten die klaren Weserwellen vorbei, sonst war es merkwürdig still, kein Mensch und kein Tier war zu hören und zu sehen, nicht einmal ein Vöglein zwitscherte mehr. Die schwarze Wolkenwand war immer höher gestiegen, und ganz erschrocken sahen die Kinder jetzt darauf hin: „Ob wir wohl noch rasch nach Hause rennen? Vielleicht kommt ein Gewitter!" meinte Mariechen ängstlich. „Ach, das geht wieder vorüber, und wenn es regnet, stellen wir uns unter die Bäume — sieh, sie sind so dicht!" sagte Fritz tapfer; „wo der alte Schäfer wohl ist?" — und er blickte sich nach allen Seiten um.

Da plötzlich zuckte es blendend hell durch die Luft — Mariechen hielt beide Hände vor die Augen: das Gewitter brach los. Dumpf rollte der Donner über den Wald dahin, und erschreckt liefen die Kleinen in den Wald hinein.

„Ich weiß ein paar ganz dicke Bäume, da stellen wir uns unter!" rief Fritz im Laufen. Ein Windstoß schnob durch die Zweige und wirbelte Staubwolken auf vom Koppelwege; alle paar Minuten durchschnitt ein greller Blitz das Halbdüster, in das der Wald jetzt gehüllt lag, und lange grollte und rollte der Donner nach.

„Komm unter die alte Eiche — da geht kein Regen durch!" rief Fritz atemlos und zog sein Schwesterchen mit sich.

Ein riesenhafter, alter Eichstamm wars, unter dem sie standen. Schwer und laut prasselten die Regentropfen auf seine breite Krone nieder, aber Fritz hatte recht, fast kein Tropfen drang durch das dichte Gezweig. „Jetzt sind wir sicher!" meinte Fritz — „sieh, da ist auch der alte Schäfer!"

Richtig, eben bog der alte Mann im langen blauen Rock, den Schlapphut tief über die Ohren gezogen, um die Ecke des Waldweges; er ging schneller als sonst, und mit lautem, kurzem Blaffen umkreiste Karo die Herde, die scheu und ängstlich bald hierhin, bald dorthin laufen wollte. Der Schäfer bog auf die Hürde zu; jetzt sah er die beiden Kinder an dem Eichstamm gelehnt stehen, und wie ein plötzlicher großer Schreck ging es über sein verwittertes altes Gesicht.

„Kommt sofort zu mir her — sofort! Von den Eichen sollst du weichen!" schrie er mit hallender Stimme durch den Wind und Donner und Regen zu den beiden Kindern hinüber, und diese, froh, einen Menschen in der Nähe zu haben, rannten eilfertig auf ihn zu. Kaum waren sie bei ihm, da leuchtete es mit einem Male auf, grell, mit fast weißem Licht, und im selben Augenblick krachte ein betäubender Donnerschlag: Ein dicker Ast der alten Eiche hing gebrochen herunter, und eine klaffende breite Wunde zog sich von oben bis unten an ihrem Stamm zur Erde — der Blitz hatte in die alte Eiche geschlagen. Entsetzt starrten die Kinder auf diese hin. „Lauft in meine Schäferkarre hinein — jetzt ist das schlimmste vorüber!" schrie der Schäfer und setzte sich selber in Trab; durch den herniederprasselnden Regen rannten alle drei der Hürde und der Schäferkarre zu, Karo und die Herde rannte nach, bis sie nach wenigen Augenblicken dort ankamen, und der Schäfer sie hastig hineinschob in das „Burgverließ", wie Fritz die Schäferkarre immer genannt hatte.

„Von den Eichen
Sollst du weichen!
Vor den Fichten
Mußt du flüchten!
Doch die Buchen
Magst du suchen!" — beim Gewitter -

„Vergeßt es nie in eurem Leben wieder!" sagte der Schäfer, als er triefend naß, in die Schäferkarre hineinguckte, wo Fritz und Mariechen eng aneinander geschmiegt saßen. „Vergeßt es niemals!" mahnte noch einmal der Alte.

Die schwarzen Wolken zerteilten sich, und der Regen fiel langsamer nieder: „Dort kommen Leute vom Gute, nun lauft nur!" fügte er hinzu.

Ja, dahinten kamen Onkel Walter und die Mutter und ein paar Knechte. Der Schäfer setzte zwei Finger an den Mund und pfiff laut und gellend, und Fritz und Mariechen rannten vorwärts, den Koppelweg hinunter, gerade in die Arme der Mutter hinein, die sich natürlich um die Kinder über die Maßen geängstigt hatte.

„Weißt du's schon, Mama?" fragte Fritz eifrig.

„Von den Eichen
Sollst du weichen!
Vor den Fichten
Mußt du flüchten!
Doch die Buchen
Magst du suchen!"

„Ich vergesse es ganz gewiß nicht wieder!"
Ich denke, auch meine kleinen Freunde können sich's merken!

Zum Nachdenken.

Wer nichts vorausfieht, wird oft betrogen, wer zu viel vorausfieht, ist immer unglücklich.

*

Der wahre Mut findet immer einige Auskunft in Widerwärtigkeit.

*

An den Reden erkenn' ich den Toren,
Den Esel kenn' ich an den Ohren.

*

Um den Tod nicht zu fürchten, soll man das Leben nicht zu sehr lieben.

*

Schlechte Menschen reichen sich die Hand um das Böse zu tun warum sollten sich die Guten nicht einigen um Gutes zu tun?

*

Wohin Gott dich stellt, da stehe mit Mut und mit Demut.

*

Wer draußen gerne groß tut, muß daheim klein tun.

*

Wem Leid ist wie Freud und Freude wie Leid,
Der danke Gott für solche Gleichheit.